



Auf den Wegen des Exodus

INHALTSVERZEICHNIS

Am Bahnhof von Mailand... Giovanni Battista Scalabrini	3
Erst Bildungsminister in Afghanistan - dann Flüchtling in der Schweiz Interview geführt von Alessia Aprigliano	4
Venezolaner in Mexiko: Die Antwort der Zivilgesellschaft Luisa Deponti	8
Menschen vertrieben oder auf der Flucht - 1945 und 2023 Christiane Lubos	14
Tief in mir Adelia Firetti	24
Reise in die Ukraine P. Luca Bocio, imc	25
Ein verrücktes Wochenende in der Schweiz Christiane Lubos	30
Demnächst	34



Am Bahnhof von Mailand ...

Gleichgültigkeit kam für Bischof G.B. Scalabrini nicht in Frage. Er hatte offene Augen und sah das Elend seiner Zeitgenossen. Ihre Not traf ihn ins Herz und er handelte.

Berühmt wurde eine Szene am Bahnhof in Mailand. Scalabrini beobachtete die unzähligen Migrantinnen und Migranten, die auf ihre Abfahrt warteten: Männer, Frauen, Kinder, im Koffer die Hoffnung auf ein menschenwürdiges Leben anderswo. Dieser zufällige Moment war der Ausgangspunkt für seinen ganzheitlichen Einsatz bis zum Lebensende. Was würde er wohl heute tun angesichts so vieler Flüchtenden in dieser Welt?

»In Mailand - einige Jahre ist es nun her - wurde ich Zeuge einer Szene, die in meinem Herzen eine große Traurigkeit zurückließ. Ich kam am Bahnhof vorbei und sah die große Halle, die seitlichen Bogengänge und den Platz vor dem Bahnhof, belagert von drei- bis vierhundert Menschen: arm gekleidet und in verschiedene Gruppen aufgeteilt. Ihre Gesichter waren von der Sonne gebräunt, von verfrühten Falten zerfurcht, wie nur Entbehrung und Armut sie verursachen können. Wie viele Enttäuschungen, wie viele neue Schmerzen wird ihnen die unsichere Zukunft bereiten? Auf ihren Gesichtern war der ganze Aufruhr der Gefühle ablesbar, der in diesem Moment ihre Herzen bewegte. Es waren Emigranten. Angesichts einer so herzerreißenden Situation stellte ich mir oft die Frage: Was tun?« (G.B. Scalabrini, 1887).



Erst Bildungsminister in Afghanistan - dann Flüchtling in der Schweiz

Wir kennen Dr. Samad Qayumi seit vielen Jahren und inzwischen ist mit ihm und seiner Frau eine gute Freundschaft gewachsen. Immer wieder dürfen wir ihn auch für Begegnungen mit jungen Menschen zu uns einladen. Seine Lebensgeschichte ist berührend, und seine Menschlichkeit und Weisheit werden so zum Geschenk für viele.

Samad, kannst Du dich kurz vorstellen?

Mein Name ist Samad Qayumi. Geboren und aufgewachsen bin ich in Kabul in Afghanistan. Dort absolvierte ich auch mein Universitätsstudium und machte einen Abschluss als Ingenieur. Im Iran habe ich in der Ölindustrie gearbeitet, und zurück in meinem Land war ich dann bei einem Unternehmen in Mazar-e-Sharif angestellt, das Düngemittel herstellte und 3.000 Menschen beschäftigte. Vom Chefindgenieur wurde ich stellvertretender Direktor und dann Direktor dieses Werks. Ich habe immer versucht, meine Arbeit gut zu machen und ein gutes Verhältnis zu allen zu haben.

Wie bist Du dazu gekommen, politische Verantwortung zu übernehmen?

Unerwartet erhielt ich 1982 ein Telegramm des Premierministers, der mich nach Kabul einlud. Es war meine Ernennung zum Leiter aller Provinzen, ein Amt, das ich vier Jahre lang innehatte. Wann immer Probleme in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Landwirtschaft, Bauwesen oder in anderen Bereichen auftraten, wurde ich kontaktiert und versuchte, mit dem zuständigen Minister eine Lösung zu finden.

Und dann Dein Sprung in die Welt der Bildung?

Später wurde ich überraschenderweise zum Bildungsminister ernannt. In dieser Funktion habe ich mich hauptsächlich mit dem Aufbau und der Verbesserung der Schulen in unserem Land befasst. Ich war immer der Meinung, dass Bildung für die Zukunft Afghanistans entscheidend ist. Um mich besser auf diese Aufgabe vorzubereiten, habe ich in Pädagogik promoviert. Die Arbeit war immens, weil das Bildungssystem rückständig war, und weil die Fundamentalisten sehr aktiv wurden. Sie zerstörten immer wieder Schulgebäude und brachten Lehrer um.

Was hat den Verlauf Deiner Lebensgeschichte verändert?

1989 wurde ich erneut in die Provinzen berufen und war für sie zuständig bis zur Machtübernahme durch die Mujhaiddin im Jahr 1992. Sechs Millionen Afghanen wurden schließlich gezwungen, das Land zu verlassen. Auch ich musste mit meiner Familie innerhalb von zwei Stunden fliehen und alles zurücklassen. Andere Mitglieder der Regierung waren bereits getötet worden. Zwei Monate lang blieben wir an der pakistanischen Grenze und hofften auf eine Verbesserung der Situation. Dann verließen wir das Land und kamen mit zwei unserer drei Kinder in die Schweiz. Dort hatten uns die Schlepper einfach abgesetzt.

Konntest Du nach Deiner Ankunft in der Schweiz Dein Leben neu aufbauen?

In der Schweiz fühlten wir uns endlich sicher. Aber sechseinhalb Jahre lang, während der Bearbeitung unseres Asylantrags, konnten wir weder etwas lernen, einen Kurs besuchen, noch arbeiten: Wir mussten von staatlicher Unterstützung leben. Wir fragten uns: »Wann hat unser Warten ein Ende?« Es war eine extrem schwierige Zeit. In Afghanistan hatte ich keine Freizeit und keinen Urlaub, und hier fand ich mich plötzlich ohne Arbeit wieder... Meine Frau war in Afghanistan Lehrerin. Jeden Tag dachte sie an ihre Schülerinnen und Schüler, weinte und fragte sich nach deren Schicksal. Sie hatte Phasen der Depression.



Wie hast Du es geschafft durchzuhalten?

Ein Leben ohne Arbeit kann dazu führen, dass man sein Selbstvertrauen verliert, dass man nicht mehr weiß, ob man zu etwas fähig ist. Während der langen Zeit der Untätigkeit, zu der ich gezwungen war, las ich den Koran und die Bibel und schaffte es, diese Zeit ohne Wut und Groll zu überstehen, dank meines Glaubens und Gebets: Ich glaubte immer, dass Gott mich nicht verlassen würde. Beim Lesen des Evangeliums war ich besonders fasziniert von der Antwort Jesu auf die Frage der Jünger nach dem größten Gebot: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« und »liebt einander, wie ich euch geliebt habe«.

Dann hat sich etwas verbessert?

Nach mehr als sechs Jahren des Wartens kam endlich die positive Antwort auf unseren Asylantrag, und mir wurde gesagt, dass ich sofort eine Arbeit finden müsse. Aber das war nicht einfach. Nach den ersten fehlgeschlagenen Versuchen, wurde ich am Arbeitsamt gefragt, wie lange ich denn noch auf Kosten anderer leben wolle. Ich habe mich bei vielen Stellen beworben, aber wenn ich gefragt wurde, was ich vorher gemacht habe, bekam ich immer negative Antworten. Sie sagten, ich sei überqualifiziert. Ich hörte aber nicht auf zu suchen, denn es ist wichtig für den Menschen, etwas mit anderen und für sie tun zu können. Nach drei Jahren bot sich mir eines Tages die Gelegenheit, mich um eine Stelle als Hausmeister in unserem Wohnblock zu bewerben. Als ich dann das erste Mal den Rasen mähte, fing meine Frau zu weinen an. Dann, als es viel Arbeit gab, begann sie auch mitzuhelfen. Dadurch haben sich auch die Beziehungen zu den Nachbarn verändert: Vorher waren sie sehr distanziert und gingen uns aus dem Weg, dann begannen sie zu reden und uns einzuladen.



Später bekam ich eine Stelle als Aufseher in einem Museum für antike Waffen und Rüstungen. Aber dank meiner Kenntnisse und technischen Fähigkeiten wurde ich dort nach zwei Jahren Restaurator.

Deine Geschichte wurde zu einem wertvollen Zeugnis für viele junge Menschen...

Gerade in jenen Jahren lernte ich das Internationale Bildungszentrum (IBZ) Scalabrini in Solothurn kennen und begann, mit den Scalabrini-Missionarinnen in der Sensibilisierungs- und Bildungsarbeit für junge Menschen zusammenzuarbeiten. So kann ich über meine Erfahrungen sprechen und mich mit zahlreichen Universitätsstudentinnen und -studenten austauschen. Sie kommen vor allem aus den Fakultäten für Pädagogik und Recht. An solchen Treffen nehmen auch junge Menschen verschiedener Nationalitäten teil. Wir sprechen dabei über die Lage in Afghanistan, die Lebensbedingungen von Asylbewerbern und Flüchtlingen, aber ich kann auch von meinem persönlichen Leben erzählen, und über die Werte, die mich seit meiner Jugend leiten.

Den jungen Menschen sage ich oft, wie wichtig es ist, geduldig und offen zu sein, um den ersten Schritt auf den anderen zuzugehen. Nur Liebe lässt uns und den anderen wachsen und sie ist der Schlüssel für Frieden. Wer liebt, tut alles für den anderen. Wer nicht liebt, zerstört, lebt in Hass und Krieg. Durch die Liebe kann man verzeihen, Hass überwinden und auch glücklich sein.

Interview geführt von Alessia



Venezolaner in Mexiko: Die Antwort der Zivilgesellschaft

Tag für Tag versuchen Migrantinnen und Migranten, vor allem aus Mittelamerika, Gewalt und Bürgerkrieg, Not und Elend zu entfliehen und die Vereinigten Staaten zu erreichen. Ihr Weg führt durch Mexiko, aber ob sie ihr Ziel erreichen wird immer unsicherer. Ein Bericht von Luisa, die in unserer Gemeinschaft in Mexiko-City lebt:

Eine dauerhafte Notfallsituation

Mexiko wird oft als der wichtigste Migrationskorridor der Welt bezeichnet, da jedes Jahr Hunderttausende über dieses Land die Vereinigten Staaten von Amerika zu erreichen versuchen. Das derzeit passendste Bild könnte das eines ›Trichters‹ oder ›Flaschenhalses‹ sein... Tatsächlich sitzen Migranten und Flüchtlinge verschiedenster Nationalitäten aufgrund der US-Abschottungspolitik für kürzere oder längere Zeit in Mexiko fest. Die neueste humanitäre ›Notlage‹ ist die der Venezolaner.

Von einem Notfall zu sprechen, könnte jedoch den Eindruck erwecken, es handle sich um ein isoliertes und außergewöhnliches Phänomen. 2021 wurde derselbe Begriff für den großen Zustrom von Haitianern verwendet, die ebenfalls auf der Suche nach dem ›amerikanischen Traum‹ waren und mehrere Monate lang in Mexiko festsaßen. Wenn wir an die Situation in den Herkunftsländern denken: Venezuela, Haiti, aber auch El Salvador, Honduras, Nicaragua, Kuba... können wir uns nicht wundern, dass so viele Menschen gezwungen sind, ihre Heimat zu verlassen.

Maria, eine Venezolanerin, die wir in einer Migrantenunterkunft in Mexiko-Stadt kennengelernt haben, erklärt: »Die wirtschaftliche Lage ist weiterhin sehr schwierig. Eine Familie könnte z.B. gut von einem kleinen Laden leben, aber das Problem ist die Erpressung durch kriminelle Gruppen oder sogar durch die Polizei... Am Ende bleibt nichts mehr übrig, deshalb bin ich gegangen«.

Und Saúl erzählt: »Ich habe für die Regierung gearbeitet, ich war beim Militär, aber der Lohn reichte nicht aus, um die Familie zu ernähren. Ich habe jahrelang gewartet und gehofft, dass sich die Lage im Land verbessern würde... «.

Mexiko als Handlanger der USA

Die Rolle Mexikos besteht zunehmend darin, irreguläre Migranten zu stoppen, bevor sie US-Hoheitsgebiet erreichen. Es handelt sich dabei um die sogenannte - auch in Europa bekannte - »Externalisierung der Grenze«: Durch wirtschaftlichen und politischen Druck, aber auch durch die Gewährung von Vorteilen verschiedener Art möchte man erreichen, dass ein Transitland die Migrationsbewegungen einschränkt. In diesem Fall haben die Vereinigten Staaten mit Drohungen (unter der Trump-Präsidentschaft), diplomatischen Vereinbarungen (während der derzeitigen Biden-Administration) oder anderen Methoden einige Ergebnisse erzielt: Die mexikanischen Behörden machen den Migranten auf der Durchreise das Leben extrem schwer und sie sind bereit, diejenigen, die aus den Vereinigten Staaten ausgewiesen werden, wieder zurückzunehmen.

›Blockieren‹, ›zurücknehmen‹, aber nicht ›aufnehmen‹: In der Tat ist es fast ausschließlich die Zivilgesellschaft, d.h. katholische, protestantische oder säkulare humanitäre Organisationen, die sich um die Unterstützung und Begleitung der Menschen kümmern, die auf ihrem Weg meist alles verlieren, was sie haben. Dazu sind sie schutzlos der Gewalt seitens der Polizei, als auch des organisierten Verbrechens ausgeliefert.

Entlang mehrerer mexikanischer Migrationsrouten entstanden in den letzten Jahrzehnten Unterkünfte für Migranten, kostenlose Kantinen, Rechtsberatungsstellen und Gesundheitszentren. Sie geraten jedoch aufgrund der großen Zahl der zu betreuenden Personen, der wirtschaftlichen

Schwierigkeiten und des Personalmangels trotz der bewundernswerten Arbeit zahlreicher Freiwilliger zunehmend unter Druck.

Die Situation der Venezolaner

Jüngstes Beispiel ist die Notlage der Venezolaner, die bis 2021 ohne Visum mit dem Flugzeug nach Mexiko einreisen konnten und dann versuchten, die Grenze zu den Vereinigten Staaten zu überqueren, um Asyl zu beantragen. Viele erhielten dabei eine positive Antwort. Sie fielen nämlich nicht unter den Artikel 42, eine Gesundheitsverordnung, die es den USA in den Pandemie Jahren ermöglichte, Tausende von Migranten, die an der Grenze aufgegriffen wurden, abzuschieben, ohne dass sie einen Asylantrag stellen konnten.

Doch nun hat die Zahl der Migranten aus Venezuela stark zugenommen, und Mexiko verlangt seit Januar 2022 von diesen Menschen ein Visum. Venezolaner, die keine Genehmigung erhalten, müssen einen gefährlichen Weg durch Kolumbien, Panama und ganz Mittelamerika auf sich nehmen, um schließlich Mexiko zu erreichen. Der schwierigste Punkt ist das berüchtigte Gebiet Selva del Darién zwischen Kolumbien und Panama, wo Flussüberquerungen, raue Wetterbedingungen, wilde Tiere, aber auch Kriminelle auf sie warten und immer wieder neue Opfer fordern. Und nach der Durchquerung der mittelamerikanischen Länder beginnt dann in Mexiko eine regelrechte ›Migrantenjagd‹, entweder durch die Migrationsbehörden oder durch kriminelle Banden.

Sergio, der mit zwei anderen Freunden in Mexiko-Stadt ankam, sagt: »In der Selva musst du rennen, wenn du den Spuren anderer Migrantengruppen folgen willst, die die Wald-Indios als Führer bezahlen. Verirrst du dich, bist du erledigt. Viele lassen ihre schweren Taschen am Anfang des Weges zurück. Aber oft bleiben die Schwächsten auf der Strecke und man weiß nicht, was mit ihnen geschieht. Ich habe ein kleines haitianisches Mädchen gefunden, drei oder vier Jahre alt: vielleicht hatte sie sich verlaufen. Mit anderen trugen wir sie abwechselnd auf dem Rücken, gaben ihr etwas von unserem Essen und fanden, als wir aus dem Wald kamen, glücklicherweise ihre Eltern. Aber in vielen Fällen sind die, auf die man trifft, tot. Bis wir in Mexiko ankamen, legten wir 90 % der Strecke von Tapachula (Chiapas) bis in die Hauptstadt, also über 1.000 km, zu Fuß zurück. Dabei mussten wir uns ständig vor den örtlichen Kriminellen oder den Migrationsbehörden verstecken. Gott sei Dank gab es immer jemanden, der uns etwas zu essen gab, manchmal im Tausch für eine kleine Arbeit«.

Die Antwort der Vereinigten Staaten

Trotz der harten Reisebedingungen bestand bis zum vergangenen 12. Oktober die Hoffnung, dass die Venezolaner in die USA einreisen und als



Flüchtlinge anerkannt werden können. Im August waren es 25.000 und im September 33.000 von ihnen, die es geschafft haben, durchzukommen.

Zu viele... Vor allem im Hinblick auf die Halbzeitwahlen, die am 8. November in den USA stattfanden. Es war wie ein Donner Schlag: am 12. Oktober gaben die Vereinigten Staaten das unangekündigte Inkrafttreten eines scheinbar positiven Dekrets bekannt: Nur denjenigen Venezolanern werden Einreisevisa für die USA zur Verfügung gestellt, die es über ein Internetverfahren beantragen. Und insgesamt sind es nur 24.000. Ausgeschlossen sind die, die die Grenze irregulär überqueren, oder die bereits irregulär nach Mexiko eingereist sind. Für sie gilt nun der Artikel 42 und damit die Abschiebung.

Zum Zeitpunkt des Inkrafttretens des Dekrets befanden sich in Mexiko bereits rund 40.000 Venezolaner auf der Durchreise! Und Tausende weitere waren in Mittelamerika auf dem Weg!

Mehr als 40.000 Menschen bekamen buchstäblich über Nacht die Tür vor der Nase zugeschlagen. Sie sahen alle ihre Träume zerplatzen, für die sie meist Hab und Gut verkauft und auf der Reise enorme Opfer gebracht hatten.

Der Einsatz der Zivilgesellschaft und christlicher Gemeinschaften

Unfähig, ihre Reise fortzusetzen, verwirrt und desorientiert, klopfen sie an die Tür des ›Hauses der Migranten‹. Die Grenzstädte im Süden und Norden sind bereits jetzt ständig überfüllt. Aber auch in Mexiko-Stadt ließ der ›Notfall‹ nicht lange auf sich warten. Ein von den Schwestern vom



heiligen Josef geführtes Haus für Migranten (CAFEMIN), das normalerweise 150 bis 200 Personen aufnimmt, hat für drei Monate bis zu 600 Personen beherbergt. Das ›Casa Tochan‹ wuchs von 30 auf 150 Personen, das ›Casa Fuente‹ von 30 auf 90... Als Reaktion auf diese Situation eröffneten die Scalabrini-Missionare das ›Casa Arcángel Rafael‹, das noch renoviert werden musste und trotzdem sofort mit 130 Personen belegt wurde. Alle Mitarbeiter und Freiwilligen taten, was sie konnten. Unter den angekommenen Venezolanern sind alleinstehende Männer, aber auch viele Familien mit Teenagern, Kindern oder sogar Babys. Es fehlt an allem: Neben Nahrung und Unterkunft benötigen sie Kleidung, medizinische Versorgung und Medikamente, rechtliche und psychologische Beratung, damit sie sich von ihren traumatischen Erfahrungen erholen können und zur Ruhe kommen, um zu überlegen, wie es weitergehen soll.

Die venezolanische Botschaft bot humanitäre Rückkehrflüge an. Einige fanden sich damit ab, wie Maria: »Nach allem, was ich durchgemacht habe, war es ein harter Schlag, nicht in die USA reisen zu können, ich kann nicht mehr schlafen und zur Ruhe kommen... Ich möchte nach Venezuela zurückkehren, auch wenn ich dort nichts mehr habe«. Es handelt sich um Menschen, die hauptsächlich aus wirtschaftlicher Not weggegangen sind. Andere aber können nicht zurück, weil sie zum Beispiel für die Regierung als Polizisten oder Soldaten gearbeitet haben und jetzt als Deserteure gelten. Im Allgemeinen sind die meisten entschlossen, abzuwarten und zu sehen, ob sich an der Grenze etwas ändert, und in der Zwischenzeit sind einige Gruppen bereits auf dem Weg nach Norden, während andere aus dem Süden anreisen.

Die Not dauert also vorerst an - und auch das enorme Engagement in den Migrantenheimen geht weiter. Und dies Dank der Solidarität so vieler Menschen, die Gelder und Spenden sammeln und die als Freiwillige in den verschiedenen Diensten mitarbeiten. Auch wir als Scalabrini-Missionarinnen helfen dabei mit. Skandalös ist aber die Tatenlosigkeit der föderalen und lokalen Behörden. In Mexiko-Stadt zum Beispiel stellte die Regierung bisher keinen Ort für den Empfang von Migranten bereit.

Humanitäre Hilfe aber auch politischer Einsatz sind nötig

Bei denjenigen, die sich für Migranten einsetzen, kann sich dadurch ein Gefühl der Hilflosigkeit und Resignation breit machen. Die Versuchung ist groß, sich »nur« der humanitären Hilfe zu widmen, und bereits das erfordert ein sehr großes Engagement. Mindestens ebenso wichtig ist aber eine verstärkte Zusammenarbeit mit Politik und Öffentlichkeit, aber auch innerhalb der Kirche, um mit einer einzigen Stimme zu sprechen. Die katholischen Organisationen versuchen das, um so die Bewusstseinsbildung und die politischen Entscheidungen wirksamer beeinflussen zu können. Die Situation bleibt von der sich ändernden - manchmal widersprüchlichen - Politik in den Vereinigten Staaten abhängig. Wird es zum Chaos kommen? Wird der »Flaschenhals« durchbrochen? Gibt es neue Chancen für die Migrantinnen und Migranten? Sicher ist, dass der »Notstand« weitergeht, wenn es zu keiner regionalen Migrationspolitik kommt, die zumindest die Länder Mittel- und Nordamerikas in eine gemeinsame Arbeit einbezieht und bei der die Menschenrechte geachtet werden.

Und wie steht es mit der Bekämpfung der Ursachen von Zwangsmigration? In diesem Zusammenhang haben 21 Länder des amerikanischen Kontinents im vergangenen Juni die *Erklärung von Los Angeles zu Migration und Schutz* unterzeichnet. Die guten Absichten warten nun darauf, in die Tat umgesetzt zu werden.

In der Zwischenzeit werden die Zivilgesellschaft und insbesondere die katholische Kirche in Mexiko ihre Hilfs- und Sensibilisierungsbemühungen fortsetzen. Der Bischof von Tapachula (eine Stadt im Süden und obligatorischer Durchgangsort für die meisten Migranten) schlug beispielsweise einen »Samariterkorridor« vor, in dem die Pfarreien abwechselnd Hilfe leisten sollen. Er wandte sich mit folgenden Worten an seine Diözese: »Seit vielen Jahren sind wir mit dieser Realität konfrontiert, und wir haben mit viel Opferbereitschaft eine wirksame Antwort gefunden. Der Zustrom unserer Brüder und Schwestern mit Migrationshintergrund hat jedoch sehr stark zugenommen ... Liebe Diözesanfamilie von Tapachula, was sollen wir tun? Unsere Arbeit wird weit davon entfernt sein, allen Bedürfnissen unserer Brüder und Schwestern mit Migrationshintergrund gerecht zu werden, aber sie wird zumindest weiterhin ein Zeichen setzen«.

Luisa



Menschen vertrieben oder auf der Flucht - 1945 und 2023

Lernen wir etwas aus der Geschichte? Oder wiederholen sich Geschichten immer wieder? Kaum haben wir die Schrecken der Pandemie einigermaßen überwunden, wurde ein neues - menschengemachtes - Unglück provoziert: nach den Balkankriegen von 1991-2001 nun wieder ein Krieg in Europa, in der Ukraine. Tote, Verletzte, Geflüchtete, Not und Elend.

Beim Lesen der Memoiren meiner Mutter kommen mir die Gesichter der Menschen in den Sinn, denen ich in meinem Alltag heute begegne.

Seit dem 2. Weltkrieg gab und gibt es weltweit hunderte Kriege und bewaffnete Konflikte, ausgelöst von Diktaturen, machthungrigen und skrupellosen »warlords« jeglicher Couleurs.

Bei unserem wöchentlichen Treffpunkt Konversation Deutsch wächst so die Liste der Teilnehmenden: Menschen aus Tibet, Afghanistan, Eritrea, Äthiopien, Burundi, Nigeria, Somalia, Venezuela, Nicaragua, Ukraine sowie Kurden aus dem Iran und Irak, der Türkei und Syrien usw.



Für viele Betroffene ist es oft sehr schwierig, ihre Fluchtgründe geltend zu machen. Erhalten sie dann einen negativen Asylentscheid, können aber nicht zurückkehren, so leben sie als Sans Papiers in der Schweiz. Sie bekommen ein Zimmer in einer Asylunterkunft, medizinische Schmerzversorgung und finanzielle Nothilfe, d.h. ca. 60 CHF/Woche. Sie dürfen weder arbeiten noch eine Ausbildung machen. Manche unserer Teilnehmenden am Treffpunkt leben unter diesen Bedingungen seit mehr als sieben Jahren! Ihr Schicksal darf uns nicht unberührt lassen, es sind Frauen, Männer, Jugendliche, Kinder - Menschen wie du und ich. Viele kommen aus Kriegsländern, haben Unterdrückung und Gewalt erfahren, eine lebensgefährliche Flucht überlebt. Sie haben brachliegende Stärken, sie träumen von einem »normalen Leben«, möchten ihren Anteil leisten im Land ihrer Ankunft, für ihren Unterhalt arbeiten, eine Familie gründen, die Kinder in die Schule schicken, die Sprache lernen. All das ist ihnen verwehrt.

Auf meine vorsichtige Frage, warum sie denn gerade in die Schweiz gekommen seien, bekomme ich unterschiedliche Antworten: Die einen wollten eigentlich weiter zu Verwandten in ein anderes Land; die anderen wurden von den Schleppern einfach hier abgesetzt, wieder andere hatten von der Schweiz erfahren, sie sei ein humanitäres, ja auch christliches Land, wo die Menschenrechte gelten, wo sie in Sicherheit sein könnten.

Und während ich vielen unserer Freunde zuhöre, denke ich manchmal an die Geschichte meiner Familie. Auch meine Eltern mussten fliehen oder

wurden aus ihrer Heimat vertrieben - 1945. Und wie viele Parallelen gibt es zu den Menschen von heute 2023!

So beginne ich erneut in den Lebensmemoiren meiner Mutter zu lesen, die sie für uns Kinder aufgeschrieben hat, »damit wir nicht vergessen...« und beim Lesen kommen mir so viele Menschen von heute in den Sinn.

Flucht, Vertreibung und erste Erfahrungen

Über ihre Vertreibung aus Böhmen und ihr Ankommen erst in Österreich, dann in Bayern schreibt meine Mutter: »Unsere hoffnungslose Lage spitzte sich in Linz immer mehr zu, und meine Eltern beschlossen mit einem ›Transporter‹ nach Deutschland ›auszusiedeln‹ [...] Mitte September [1946] wurde also der Transport zusammengestellt, der unser verlorenes Häuflein mit vielen anderen, in Österreich hängengebliebenen Menschen aus dem Böhmerwald nach Deutschland bringen würde. Die Bahn benutzte dazu Viehwaggons [...]. Man hatte uns wie die Sardinen hineingeschichtet. Bevor der Zug sich in Bewegung setzte, wurden wir alle noch einer Entlausungs- und Desinfektionsprozedur unterzogen. [...]

Wir waren mehrere Tage unterwegs. Offenbar wollte oder konnte keine deutsche Gemeinde die heimatlosen Habenichtse aufnehmen. Einmal hielt der Zug in Piding, einem Ort ganz nahe bei Bad Reichenhall. Durch die geöffnete Schiebetür betrachtete ich das schöne Panorama der Gebirgslandschaft nichtsahnend (oder doch?), dass dort ganz in der Nähe mein zukünftiger Mann mit seinen Eltern wohnte, die aus Schlesien vor der heranrückenden russischen Armee geflohen waren. Jedenfalls - als ich den Pidinger Kirchturm sah, dachte ich: Da wohnen Christen, sozusagen Glaubensgenossen, so schlimm kann's doch nicht werden mit uns. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und alle rätselten, wohin es denn jetzt ginge. [...]

Nach unendlich langer Zeit, es dauerte mehr als eine Woche, hieß es endlich: ›Alles aussteigen, Ingolstadt‹.

»Kirchturm« und »Kirchenglocken« sie wecken Erinnerungen und sie lassen auf Mitmenschlichkeit und Aufnahme hoffen. So erzählte uns ein junger katholischer Eritreer:

»Vor einigen Jahren bin ich aus meiner Heimat Eritrea geflohen. In meinem Land stehen viele junge Menschen vor ausweglosen Situationen. Dort kann man nicht über das eigene Leben bestimmen, weil wir Jahre und Jahrzehnte Militärdienst leisten müssen. So wird es unmöglich, eine Familie zu gründen und sie zu versorgen. Grundsätzlich hat das Leben dort überhaupt keinen Wert. Auch ich musste das erfahren. Deshalb habe ich mich entschieden, mein Land zu verlassen. Meine Flucht führte mich acht Monate lang durch zwei muslimische Länder, den Sudan und Libyen. Erst



bei meiner Ankunft in Europa hörte ich endlich wieder das vertraute Läuten von Kirchenglocken.

Eigentlich wollte ich nach Norwegen. Am Bahnhof in Zürich, beim Umsteigen, wurde ich aber in der Schweiz festgehalten. Ich wurde im dortigen Asylzentrum registriert und später nach Basel geschickt. Wieder hörte ich das Läuten der Kirchenglocken. Auch diesmal empfand ich ein starkes Gefühl. Es war wie ein Ruf. Ich suchte die Kirche und ging einfach hinein. Es fand gerade eine christlich-orthodoxe Feier statt und ich nahm an ihr teil.

Erneut wurde ich verlegt, diesmal in den Kanton Fribourg. Wieder waren es die Kirchenglocken, die mich zum Sonntagsgottesdienst riefen. Wenn ich auch die Sprache nicht verstand, fühlte ich mich doch zuhause, geborgen. Es ist schön, dass ich nun einmal im Monat hier in der Schweiz am Gottesdienst in meiner Sprache teilnehmen kann. Inzwischen habe ich aber auch in der Pfarrei Leute kennengelernt. Mit ihnen zusammen machte ich auch eine Wallfahrt nach Rom. Das war überwältigend.«

Ankommen = aufgenommen?

Nach 1945 strömten bis zu 14 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aus den Ostgebieten nach Westdeutschland. Oft stießen sie auf Ignoranz und Feindseligkeiten. Viele Einheimische hatten durch die Kriegsjahre selbst große Probleme und kein Mitleid mit den mittellosen Ankommenden. Der Staat beschlagnahmte Privatunterkünfte, Lager wurden errichtet und



jede Familie, die noch eine intakte Wohnfläche hatte, musste mindestens eine Flüchtlingsfamilie aufnehmen.

So erging es auch der fünfköpfigen Familie meiner Mutter. Nach verschiedenen Aufenthaltsorten, zuerst mit vielen anderen in einer alten Kaserne, dann in einem ausgedienten Versammlungsraum, wurden sie schließlich einer kleinen Gemeinde zugeteilt in der Umgebung Ingolstadts. Sie und zwei weitere Familien zogen in ein altes Eisenbahnerhäuschen. Einerseits war da wohl die Freude, endlich in Sicherheit zu sein, andererseits die enormen Herausforderungen, irgendwie im Alltag zurecht zu kommen und zu überleben. An allem mangelte es in den Hungerjahren, um alles musste gebeten werden, immer war man auf das Wohlwollen anderer angewiesen.

Die Erfahrungen waren hart: »Wir erhielten ein Zimmer und eine winzige Küche. Ein Eisenbahner-Häusl ist eigentlich für eine kleine Familie berechnet, es hat klein bemessene Räume in billigster Bauweise. Wir waren aber drei Familien. [...]. Zwischen den schönen Einfamilienhäusern sah es wie eine Zwergen-Behausung aus.

Alle drei Familien hatte der Gemeinderat zwangseinquartiert. Eigentlich hätte der Sohn der Besitzerin das Häuschen beziehen sollen, sobald er aus dem Krieg zurückkäme. Aber er kam nicht wieder und so wartete sie Jahre lang vergeblich.

Erbost über das Vorgehen der Behörden, ließ die Besitzerin in das halbfer-tige Haus weder Wasser noch Strom einrichten. [...].

Unsere Nachbarn in Richtung Ortsmitte waren Bauern. Sie bewohnten einen stattlichen Hof, der einen großen Brunnen am Eingang hatte. Meine Mutter schickte uns zwei Mädchen hinüber, die Erlaubnis zu erbitten, Wasser aus dem Brunnen zu pumpen. Die beleidigende Antwort, die die Bäuerin überbringen ließ, nahm sie mit steinerner Miene entgegen: »Kommt nicht in Frage, für Flüchtlingsleut ham ma koa Wasser nit!«. Auch die anderen Brunnenbesitzer der Straße weigerten sich, wenn auch nicht so grob. Weit entfernt in der Ortsmitte gab es aber einen öffentlichen Brunnen. Von dort, ca. ein Kilometer weit, bezogen wir dann das Wasser. Jeder Tropfen war kostbar und wurde mehrfach verwendet.«

Beim Lesen dieser Zeilen denke ich an eine Versammlung, die von einer Flüchtlingsbeauftragten einer wohlhabenden Gemeinde in der Nähe Solothurns einberufen worden war. Die Gleichgültigkeit und Ungerührtheit, die mir aus den Worten entgegen hallten, haben mich bis heute tief getroffen.

Ich begleitete ein junges syrisches Paar, das neu in das Dorf einquartiert wurde. Ihre Einzimmerwohnung befindet sich in einem alten, unrenovierten Bauernhaus am Rande des Dorfes. Dort wohnen auf engstem Raum noch andere neun Familien aus aller Welt. Dem alten Hof gegenüber stehen stattliche Neubauten in gut gepflegten Gärten.

In der Versammlung für die »neuen Asylanten« geht es um viel Amtliches und um Geld. Meist wird auf Mundart gesprochen. Ich weiß nicht, wie viele es verstehen.... Vor mir sitzt ein älteres Ehepaar mit ihrer Tochter. Ich denke, sie sind aus Afghanistan. Immer wieder versucht die Tochter Bruchstücke des Gesagten zu übersetzen. Der Gemeinderat, so die Sprecherin, habe jetzt beschlossen, dass die Gelder für »die Asylanten« nun alle demselben Niveau innerhalb der Gemeinde angeglichen werden [natürlich auf dem tieferen]. Es solle ja keine Ungerechtigkeit entstehen, dass die einen mehr als die anderen bekommen. Außerdem werden Bustickets in den nächsten Ort, nach Solothurn, nur noch bei begründeten Fahrten ausgeben. Stattdessen bekommen diejenigen, die es brauchen, ein Fahrrad. »Velofahren ist gesund!«

Das alte Ehepaar schaut irritiert ... Ob sie wohl Fahrradfahren können, frage ich mich? Es sind doch einige Kilometer nach Solothurn....

Normalität erkämpfen

Schule kennen alle, auch wenn sie unterschiedlich ist. Für Kinder und Jugendliche bedeutet sie ein Stück Normalität, einen geregelten Tagesablauf, bedeutet, lernen zu dürfen. Schulbildung spürt auch das weitere Leben vor. In Kriegsländern und während der Flucht können Kinder oft lange Zeit keine Schule besuchen. Aber auch in den Aufnahmeländern wird ihnen oft dieses Menschenrecht verwehrt.



Meinen Großeltern lag damals sehr an einer guten Schulbildung für ihre Kinder. Gleich nach der Ankunft in Deutschland schickten sie ihre drei Kinder in die Schule. So schreibt meine Mutter: »Meine Schwester und ich fuhren nun täglich mit dem Zug nach Ingolstadt in die Schule. [...] Ich war in die 6. Klasse des Gnadenthal-Gymnasiums aufgenommen worden [heute entspräche das der 10. Klasse] und merkte gleich, dass sich mir nicht nur in Mathematik, sondern auch in Englisch und Latein erhebliche Wissenslücken auftaten. In Österreich hatte ich ja am Unterricht der Klasse immer nur wochenweise teilgenommen. Als wir die Ergebnisse der ersten Schularbeiten bekamen, war ich nicht wenig niedergeschlagen. [...]

An Büchern fehlte es fast vollständig wie auch an Brennmaterial. [...] So war es Brauch, dass mit Beginn des Winters jedes Schulkind ein Kohlebrikett oder einen Holzseicht täglich mit zur Schule nahm, damit es wenigstens etwas wärmer im Klassenzimmer wurde. [...] Ich brachte Brennholz, das wir im Wald gesammelt hatten.

In der Klasse hatte ich nicht das Gefühl als »Flüchtlingskind« eine Außenseiterin zu sein. [...] Trotzdem spürte ich im Geheimen, dass ich im Gegensatz zu den Ingolstädter Mitschülerinnen zu den »Unterprivilegierten« gehörte, schon der Mangel an Kleidung führte mir das täglich vor Augen. Es gab eben nicht die Möglichkeit aus zwei alten Textilien ein neues Kleid zu zaubern, denn wir hatten ja selbst so alte Sachen nicht mehr. [...] Eine Bemerkung einer Mitschülerin, die unbeschadet den Krieg überstanden hatte, verletzte mich deshalb tief: »Mensch, Edith, du hast ja nur lauter morsches Zeug an«.

Vom Herumziehen während der langen Monate zwischen 1945/46 und der Arbeit, die damit verbunden war, fiel mir das Stillsitzen während der Schulstunden sehr schwer. [...] Eine Lehrerin erlaubte mir zwischendurch immer wieder aufzustehen und wenn meine Zappelerei gar zu arg wurde, durfte ich sogar im Gang zwischen den Bänken hin und wieder auf und ab spazieren. Eine Wohltat!«

In der Schweiz haben Kinder zwar seit der letzten Asylrevision (2019) das Recht auf Schule auch in den Aufnahmезentren, doch die Umsetzung ist halbherzig. Viele dürfen nur schulähnliche Strukturen besuchen. Zudem werden Jugendliche nach der obligatorischen Schulzeit nicht mehr eingeschult. Diejenigen, die in der Nothilfe sind, also deren Asylgesuch abgelehnt wurde, stehen dann vor dem absoluten Nichts. So auch eine irakische Familie mit ihren Söhnen:

»Von meinen vier Kindern darf heute nur einer in die Schule gehen, nachdem wir nun seit zwei Jahren in einem Asylzentrum auf den Asylentscheid gewartet haben. Wir haben Negativ bekommen, wir haben zu wenige aussagekräftige Beweise, sagen sie. Und weil meine anderen Kinder inzwischen schon über 15 Jahre alt sind, dürfen sie keine Schule mehr besuchen. Und weil wir Negativ haben dürfen wir alle gar nichts machen: keine Schule, keine Ausbildung, keine Arbeit, keinen Deutschkurs. Gar nichts. Das ist schlimm. Aber wir können nicht zurück, sie würden meinen Mann und meinen Ältesten umbringen.

Aber zumindest der Kleine darf in die Schule gehen. Das war auch nicht einfach für ihn, denn wir bekommen nur ganz wenig zum Leben und arbeiten dürfen wir ja nicht. Und dann haben ihn manchmal die anderen Kinder gehänselt, weil er nicht so neue Sachen anhat oder kein Natel [Handy] besitzt... Schlimm war auch immer die Frage nach den Ferien: »Was habt ihr gemacht? Wo wart ihr?«. Da konnte mein Sohn nie etwas sagen. Ja, die Ferien waren immer die schlimmste Zeit, weil da gar keine Aktivitäten mehr waren ... Aber es gibt auch Lehrer, die viel Verständnis haben und sich Zeit nehmen. Mein Sohn wurde dann auch zu einem der Besten in der Klasse.«

Harte Startbedingungen

Es braucht viel Kraft und Willen, wieder ins Leben zu finden, sich einen Platz in der neuen Gesellschaft zu erobern.

Meine Mutter schaffte es später Pharmazie zu studieren und dann zur Apothekerin, aber der Anfang war schwer: »Daheim war das Lernen aufs Abitur in den Herbst- und Wintermonaten ziemlich schwierig, denn es gab ja nur Kerzen, und auch sie waren rar. Mussten wir uns auf eine Schularbeit vorbereiten, so lieh uns die hilfsbereite Nachbarin ihre Sturmlaterne. Wenn wir beim Kerzenschein unsere Hausaufgaben erledigten, bekamen



wir ganz rußige Gesichter. Meistens wuschen wir uns vor Müdigkeit nicht mehr das Gesicht vor dem Schlafen. So breitete die Mutter auf dem Kopfkissen vorsorglich ein Tuch aus, um die Wäsche zu schützen.«

Es ist unglaublich, wie manche junge Menschen auch heute um eine Ausbildung, um Zukunft in der Schweiz kämpfen müssen. Sie möchten die Schule besuchen, eine Lehre machen oder studieren... Aber wie viele Steine werden ihnen in den Weg gelegt, wenn sie einen unsicheren Aufenthaltsstatus haben, oder wenn sie gar Sans Papiers sind. So schreibt eine Jugendliche aus dem Iran:

»Mein Traum war es, Ärztin zu werden, und so wollte ich auch in der Schweiz einmal ans Gymnasium gehen. Ich lernte Tag und Nacht Deutsch. Aber im Asylzentrum gab es keinen Platz und keine Ruhe. Wir hatten als Familie nur ein einziges winziges Zimmer mit drei Stockbetten. Mein Vater montierte mir dann über meinem Bett eine kleine Lampe, so dass ich auch nachts, wenn die anderen schliefen, lernen konnte.«

Aber es gibt auch Mitmenschlichkeit und Solidarität - damals wie heute

So schreibt meine Mutter: »Damals lebten wir hauptsächlich von Brot, Gemüse und Kartoffeln. Aus Zuckerrüben gab es einen dicken braunen Sirup, der aufs Brot gestrichen eine Weile satt machte. Dazu tranken wir aus geröstetem Korn eine Art Kaffee mit Milch. Unsere Mutter wurde mit der Zeit immer dünner, sie hungerte wohl, um uns satt zu kriegen [...].

Einmal war uns das Mehl bis auf das letzte Stäubchen ausgegangen und wir konnten nichts mehr auftreiben. Eine Woche dauerte schon diese Zeit des Mangels. Schließlich holte die Mutter einen mehrere Meter langen Fenster-Vorhangstoff aus den Restbeständen, die wir bei der Vertreibung mitgenommen hatten. Damit schickte sie mich zu einem Gutshof. Ich sollte versuchen, das Tuch gegen ein Säckchen Mehl zu tauschen. Der Besitzer des Guts war ein Mennonit. [...] Ich trug also dem Gutsherrn mein Anliegen vor. Beklommen betrachtete ich dabei diesen großen, ganz in schwarz gekleideten älteren Herrn, der mich seinerseits schweigsam musterte. Auf seine Aufforderung mitzukommen, betraten wir einen großen Raum, in dem sich ein riesiger, etwa 1.20 m hoher Kasten befand. Der Raum hatte große Fenster und war sehr hell. Der schweigsame alte Herr nahm einen Sack und eine Rundholzschaufel von einem kleinen Seitentischchen, bückte sich tief in die Kiste und schaufelte Mehl in den Sack. Ich frohlockte innerlich bei dem Gedanken, was unsere Mutter für eine Freude über den Tausch haben würde. Auf dem Tischchen stieß der Herr den Mehlsack mehrmals kräftig auf, füllte nochmals nach, verschnürte ihn sorgfältig und legte mir die Kostbarkeit wie ein kleines Kind in die Arme. »Nimm das Tuch wieder mit nach Hause, Kind, und sag deiner Mutter - Pause - das wäre ja noch schöner...«. Damit ging er schon wieder aus dem Raum und ich hinterher. »...aber bezahlen!« stammelte ich und er darauf: »aber, aber ...« und ging mit großen Schritten davon.«

Beim Lesen dieser Erinnerungen meiner Mutter denke ich an viele Situationen und Menschen, die auch heute Herz und Menschlichkeit zeigen: Da sind die vielen Jugendlichen und Erwachsenen, die jeden Freitagnachmittag in den Treffpunkt Konversation Deutsch kommen, um mit Geflüchteten zu sprechen, zu spielen, zu rechnen, zu lachen und auch mit ihnen zu bangen, zu hoffen und zu weinen. Da ist eine Schweizer Familie, die während der Woche ein iranisches Mädchen bei sich aufnimmt, damit es aus dem Asylheim rauskommt und eine Optikerinnenausbildung machen kann; da ist ein Unternehmer, der einem Chancenlosen, aber Motivierten Arbeit in seiner Fabrik gibt, da sind eine Lehrmeisterin und engagierte Frauen, die die ganze Bürokratie und finanzielle Ausgaben auf sich nehmen, um einer Jugendlichen mit unsicherem Asylstatus eine Lehre als Floristin zu ermöglichen; da ist ein Pfarrer, der seine Wohnung teilt mit einem jungen Mann aus Pakistan, da sind MENSCHEN, die andere ideell und materiell unterstützen, die sich Zeit für sie nehmen, sie zum Familientreff einladen, in ein Konzert, auf einen Kaffee, die den Menschen zuhören, für sie beten ... Die Liste ist endlos - allein in meiner Umgebung.

Papst Franziskus sagte einmal: »Es geht nicht nur um Migranten, es geht um uns alle«. Und wird unser Leben nicht etwas menschlicher, wenn wir lernen hinzuschauen, uns betreffen zu lassen und zu teilen - damals und heute?

Christiane



Tief in mir

Wenn die Welt mein Herz erfüllt
endlos und grenzenlos.
Wenn sie mich mit ihrer ganzen Last
von Freude und Schmerz durchdringt.
Wie kann ich sie beherrschen,
wie ihrer Herr werden?

Komm, Herr Jesus!
Nimm Wohnung in meiner Welt,
nimm Du den Ehrenplatz ein.
Denn nur Du allein kannst sie tragen,
er-tragen,
ihre Last,
die erdrückt und wieder erhebt,
ihren Ruhm,
der tötet und erweckt.

Komm,
Du allein kannst siegen
mit deiner Liebe.
Verrückte, einzigartige Liebe.
Nur sie kann uns retten.

Adelia



Reise in die Ukraine

Im November 2022 reiste Pater Luca Bovio, der sonst in Polen lebt, in die Ukraine. Letzten Sommer trafen ihn zwei von uns, als sie bei seiner Gemeinschaft der Consolata-Missionare in Warschau Unterkunft fanden.

So durften wir das enorme Engagement dieser Gemeinschaft für ukrainische Flüchtlinge in Polen näher kennen lernen. Der folgende Bericht beschreibt die Lebensbedingungen der Menschen, die in der Ukraine zurückgeblieben sind, und die Präsenz einer lebendigen Kirche, die versucht, Hoffnung und Hilfe zu bringen, indem sie die dramatische Situation im Land in jeder Hinsicht teilt. Wir danken Pater Luca dafür, dass wir seinen berührenden Bericht veröffentlichen dürfen.

»...Sobald wir die Ukraine betreten, fällt uns sofort die Dunkelheit auf. Es fehlt nicht nur an natürlichem Licht aufgrund der jetzt sehr kurzen Tage, sondern es mangelt vor allem an elektrischem Licht. Die Straßen sind völlig unbeleuchtet. Nach den jüngsten Anschlägen im Oktober auf ein Kraftwerk sollen landesweit 40 % der Energieerzeugung ausgefallen sein. Treibstoff und Lebensmittel sind problemlos erhältlich, allerdings zu Preisen, die sich verdoppelt haben.

Die erste Nacht verbringen wir in der Stadt Lutsch, knappe zwei Stunden von der polnischen Grenze entfernt. Unser Gastgeber ist Bischof Vitalij Skomarov'skyj. Beim Abendessen erzählt er uns von der aktuellen Situa-



on in seiner Diözese. Obwohl Lutsk weit entfernt von den Konfliktgebieten im Osten und Süden des Landes liegt, wurde die Stadt letzte Woche durch die Beschädigung des Kraftwerks schwer getroffen. Es kam zu einem teilweisen Stromausfall. Darüber hinaus stellt die Aufnahme von Flüchtlingen aus dem Osten des Landes die größte Herausforderung dar. Jede Woche werden im Caritas-Zentrum der Diözese Hilfsmittel für mehr als 300 Haushalte verteilt. ...

Früh am nächsten Tag fahren wir in die Hauptstadt Kiew. Anders als im Juli, als wir das letzte Mal hier waren, stellen wir weniger Straßenkontrollen fest. Die Stadt zeigt noch immer die Spuren der früheren Angriffe auf Gebäude und Infrastruktur. Bei einem abendlichen Spaziergang sehen wir im zentral gelegenen Stadtpark die neue Brücke, die vor einigen Wochen durch eine Rakete zerstört wurde.

Die Einwohner der Stadt leben ganz normal, wie uns der apostolische Nuntius, Msgr. Visvaldas Kulbokas, der uns freundlicherweise empfängt, mitteilt. Der Strom ist nur für wenige Stunden am Tag verfügbar, und die großen Stadtteile müssen sich abwechseln, um ihn zu erhalten. Es gibt viele sehr hohe Wohnblöcke, manchmal bis zu 30 Stockwerke hoch, in denen Tausende von Menschen leben. Wegen des Stromausfalls können die Aufzüge nicht mehr benutzt werden, so dass die Menschen gezwungen sind, zu Fuß zu ihren Wohnungen zu gehen. ...

Nach ein paar Stunden Fahrt und nachdem wir uns über die Sicherheitslage vergewissert haben, erreichen wir Charkiw, die zweitgrößte Stadt der Ukraine. Die Stadt liegt im äußersten Osten des Landes, nur 30 km von der Grenze zu Russland. Vor Ausbruch des Konflikts hatte Charkiw mehr als drei Millionen Einwohner, heute sind es etwas über eine Million. Seit Feb-



ruar werden hier fast ununterbrochen Anschläge verübt, und die Stadt wie auch die Provinz zeigen alle ihre Wunden.

Wir kommen am Abend im dichten Nebel an. Die Stadt liegt völlig im Dunkeln, nicht nur wegen der Stromrationierung, sondern vor allem, um den Angreifern keine Hinweise zu geben. Sie sind nur 30 km entfernt und wurden bis zur Grenze zurückgedrängt. Im September waren sie aber schon bis auf 10 km ans Stadtzentrum herangekommen. Pater Wojciech, ein polnischer Priester, der seit sechs Jahren hier arbeitet, ist der Diözesandirektor der Caritas. Sie verteilt die Hilfsgüter an die Bevölkerung.

Bei unserem Besuch werden wir von zwei Freiwilligen der Caritas in ein stark betroffenes Arbeiterviertel der Stadt begleitet. Hunderte von Menschen leben in den Kellern dieser Gebäude. Dort treffen wir sie. Wir steigen eine kleine Treppe hinunter, die von der Taschenlampe des Mobiltelefons beleuchtet wird, und begegnen den ersten Familien, die seit acht Monaten hier leben. Es sind große Familien, bestehend aus Großeltern, Eltern und Kindern, die manchmal noch sehr klein sind.

Die Räume werden entweder durch die Rohre der noch intakten Hauptheizung oder durch kleine Holzöfen beheizt. Die Betten sind auf Holzpaletten aufgebaut, die sonst für Waren verwendet werden. Matratzen oder Decken liegen darauf. Welch eine Armut, in der diese Menschen leben! Und trotzdem lächeln sie, wenn sie uns begegnen, und zeigen ihre Dankbarkeit für alles, was wir tun. Einer von ihnen sagt: »Pater, es gibt Menschen, denen es schlechter geht als uns«. Wir werden durch die Gänge des Kellers geführt. Auf jeder Tür stehen mit Kreide die Nachnamen und Zahlen der Familien, die in diesem Keller leben. Ein Keller ist mit einer Toilette ausgestattet, die auf Paletten steht, Dutzende Familien benützen sie.

Eine Familie erklärt, dass sie dank eines Nachbarn Internetzugang hat. Er wohnt im Erdgeschoss und hat den Router so platziert, dass das Signal sie auch dort unten erreicht. Ein weiterer Keller ist als Begegnungsraum für Kinder eingerichtet. Dort treffen sich diejenigen aus verschiedenen Teilen der Stadt, deren Häuser völlig zerstört oder schwer beschädigt sind. Eine Frau erklärt, dass ihre Wohnung im sechzehnten Stock keine Fenster mehr hat. Sie wurden durch die Druckwelle einer Explosion zerstört. Aber selbst wenn die Fenster intakt oder repariert wären, würde sie sich im Keller aufhalten, da die oberen Stockwerke am stärksten von Raketen bedroht sind.

Nach diesem bewegenden Besuch, der mit Umarmungen und dem Versprechen endet, dass wir sie nicht vergessen würden, besuchen wir einen Pfarrer in einem Vorort der Stadt. Er erzählt uns, dass es in seiner Gemeinde früher etwa tausend Katholiken gab. Jetzt kommen nur noch vier oder fünf zur Sonntagsmesse, alle anderen sind geflohen. In den Gemeindehäusern leben einige ältere Menschen, die sich hier sicherer fühlen als in ihren eigenen Wohnungen. In der Garage zeigt er uns die Überreste einiger Raketen, die in der Nähe der Kirche einschlugen. Glücklicherweise wurde sie nicht ernsthaft beschädigt. Dann präsentiert er uns einen Haufen rasiermesserscharfer Schrapnellen von Streubomben. Sie zerstören alles, was sich in der Nähe der Explosion befindet.

Die Nacht vergeht trotz der Warnungen auf den Handys ruhig. Am nächsten Tag können wir die Stadt bei Tageslicht mit eigenen Augen sehen. Wir werden von dem jungen Bischof Pavlo Hončaruk begleitet. Die großen zentralen Gebäude der Stadt sind aufgrund der Explosionen fast alle fensterlos. Einige sind mit Holzplatten repariert.

Wir fahren in die Dörfer in südöstlicher Richtung außerhalb der Stadt. Im Dorf Korobochkyne gehen wir zu einer schwer getroffenen Schule. Die Schulleiterin begrüßt uns und zeigt uns die Schäden am Gebäude. Sie erzählt uns, dass die russischen Soldaten den älteren Schülern auch die Schuhe wegnahmen und nur die der Kleinen übrigließen. Auf die Frage, was sie am dringendsten braucht, antwortet sie, dass ihr größter Wunsch ist, dass die Kinder so bald wie möglich in ihr Land und in die Schule zurückkehren können. Abgesehen von der Zerstörung der Gebäude sind die russischen Minen das größte Problem, erklären uns zwei Soldaten. Alle Felder rund um die Stadt wurden vermint. So wird jeder Versuch, etwas anzubauen, unmöglich und sehr gefährlich. Es wäre deswegen dringend nötig, dass die ukrainische Armee den Boden bereinigen und sichern solle. Und nun verstehen wir auch, warum so viel Mais und Weizen ungeerntet auf den Feldern liegen bleibt.

Am Nachmittag sehen wir noch wie die Hilfsgüter der Caritas in der Stadt verteilt werden. Die Menschenschlange ist beeindruckend. Die Caritas-Helferinnen und Helfer erzählen uns, dass sie im Durchschnitt an einem Nachmittag mehr als 2.000 und in vierzehn Tagen zirka 30.000 Menschen



Hilfe zukommen lassen. Um möglichst viele zu unterstützen, wird die Verteilung mit einem Coupon-System geregelt, so dass die Begünstigten die Waren alle vierzehn Tage abholen können. Jede Person erhält 1 kg Nudeln, Milch und Fleischkonserven. Die Kinder in der Warteschlange werden aufgefordert, Bilder zu malen und erhalten dafür Schokolade, Süßigkeiten und Schulhefte. Nicht nur ältere Menschen bekommen Hilfe, sondern auch arbeitslose Erwachsene. Die fehlende Arbeit ist eine große Plage, die der Krieg hinterlassen hat. Unter den Wartenden ist auch ein Lehrer. Er sagt uns, dass er sich schämt, diese Überlebenshilfe zu benötigen. Wie gern würde er arbeiten und die Einkäufe aus eigener Tasche bezahlen.

In der Stadt Charkiw gibt es vier solcher Stellen, die von der Caritas organisiert werden.

Am Ende des Tages kehren wir vor 23 Uhr nach Kiew zurück, gerade noch rechtzeitig, um die Ausgangssperre zu umgehen, die bis fünf Uhr morgens dauert.

Den vorletzten Tag unserer Reise verbringen wir in einem von Benediktinerinnen geführten Heim für Waisenkinder in einem Dorf westlich von Balini. ... Am nächsten Tag kehren wir nach Polen zurück, glücklicherweise ohne lange an der Grenze angehalten zu werden. Beim letzten Mal waren es zehn Stunden Wartezeit. Während der Reise erhielten wir viele weitere Hilfsgesuche, unter anderem aus der kürzlich befreiten Stadt Cherson. Der Winter hat soeben erst begonnen, aber wir sind sicher, dass viele weiterhin helfen werden.

P. Luca Bocio, imc



Ein verrücktes Wochenende in der Schweiz

Um in einer Welt vielschichtiger Kontraste nach echter Freude Ausschau zu halten, fand im IBZ-Scalabrini in Solothurn vom 17.-19. Februar 2023 ein Wochenende für junge Leute statt. Fasnacht feiern trotz Krisenmodus der Welt? Eine Spurensuche.

Wer hätte es gedacht? Die Fasnacht ist eng mit der christlichen Tradition verbunden! Wie es der Name bereits andeutet, findet die ›Fasnacht‹ kurz vor der 40tägigen christlichen Fastenzeit, der Vorbereitung auf das Osterfest, statt. Freude und Ernst, Lachen und Weinen, Leben und Tod, sie liegen eng beisammen - in unserem Alltag und auch in unserem Glauben. Und weil wir wissen, dass am Ende von Feiern und Fasten die Freude von Ostern sicher kommt, stellen die Tage vor Aschermittwoch - mit dem die Fasnacht endet und die Fastenzeit beginnt - keine bittere Lebenseinstellung im Sinne von „carpe diem“ dar, sondern diese Tage dürfen Platz in unserem Leben haben. Wir dürfen lachen, wir dürfen feiern, wir dürfen unser politisches und gesellschaftliches Leben auch mit einer ironisch-kritischen Brille betrachten ... - auch in Zeiten der Krisen.

Die Frage ist, ob wir damit das Leben mit all seinen Wunden ausklammern und ob wir einem oberflächlichen und gedankenlosen Spaß nach-



jagen oder ob wir trotz allem nach einem Sinn suchen, wissend, dass wir alles uns Mögliche tun müssen, es aber allein nicht schaffen. Die Welt liegt nicht in unserer Hand: Gott sei Dank aber in Seiner.

Von Solothurn nach Honolulu

Die Stadt steht Kopf - und Solothurn verwandelt sich in Honolulu, denn das liegt von uns aus gesehen auf der anderen Seite des Erdballs. Die jungen Leute staunen nicht schlecht: Jung und Alt in Maske, Berge von Konfetti und laute Guggenmusiken in den Gassen der Altstadt ... Für viele der Teilnehmenden, die meisten sind »international Studierende«, ist das völlig neu. Sie leben zwar seit einigen Monaten in Deutschland und der Schweiz, aber sie kennen diese Art von Fasching so nicht in ihren Heimatländern.

Freude trotz vieler Krisen in der Welt?

Am Samstagmorgen ergründet Agnese mithilfe eines biblischen Textes den Unterschied von Spaß und Freude. Beides hat seine Berechtigung, doch der Spaß verfliegt, die Freude kann auch in schwierigen Situationen tragen. Da geht es auch nicht einfach um ein »positives Denken« ...

Unser Glaube ist eng mit der Freude verbunden. Sie findet ihren tiefsten Grund darin, dass Gott immer und überall unser Leben begleitet, dass



er durch dick und dünn mit uns geht. Ja, das Ostergeheimnis zeigt uns, dass er sogar den Tod in Leben verwandelt. Alles ist dieser Verwandlung unterworfen, so betont der Apostel Paulus und spricht mit Blick auf unser Leben mit all seinen Kontrasten und Konflikten von »Geburtswehen«. Aber am Ende steht das Leben! Diese Gewissheit kann uns tiefen Frieden, Hoffnung, ja sogar Freude schenken.

Und von Kontrasten und Konflikten, von Ängsten und Aufbrüchen dürften wir auch am Nachmittag hören. Gemeinsam mit jungen Leuten und Familien, die sonst am »Treffpunkt Deutsch« des IBZ-Scalabrini teilnehmen, tauschen wir uns in Kleingruppen aus.

Einige Fragen helfen uns für das Gespräch: z.B. »Was bedeutet Heimat für dich?« Die Antworten fallen unterschiedlich aus: »Der Ort, wo ich so sein darf, wie ich bin - mit meinen Stärken und Schwächen«; »Es ist für mich kein Ort, sondern es sind Menschen, denen ich absolut vertrauen kann«; »Es bleibt eine Sehnsucht...«.

Schwieriger wird es beim Thema: »Hast du dich schon einmal fremd gefühlt? Warum?« Da kommen bei vielen Teilnehmenden dunklerer Hautfarbe Erinnerungen hoch: »Wenn ich irgendwo 30 Minuten auf den Bus warten muss und es kommt eine Polizeistreife vorbei, dann bin ich sicher, dass sie als einzigen mich kontrollieren.«



Auf die Frage: »Glaubst du an Gott?« antwortet Gharib, ein junger Kurde aus dem Irak ohne zu zögern: »Natürlich! Nicht nur zu 100, sondern zu 1000 Prozent!«

Wir sind dankbar für diese gemeinsamen Stunden: Wir dürfen einander auf Augenhöhe begegnen, als Menschen egal welcher Herkunft, Kultur und Religion, gleich ob mit oder ohne Aufenthaltsrecht. Wir haben auch viel gelacht. Das tut gut, denn darin schwingen auch Hoffnung und gegenseitiges Vertrauen mit.

Miteinander teilen

Es sind drei intensive Tage: neue Leute kennen lernen, thematische Inputs, Gebet und Reflexion, Fest und Fasnacht, Tanz und Musik, Fasnachtsmasken anziehen aber auch Masken ablegen, die Feier des Gottesdienstes mit der Pfarrgemeinde in der Kathedrale und der bunte Fasnachtsumzug in Solothurn ...

Dabei haben wir einander geholfen im Stil der Gütergemeinschaft - nicht nur finanziell, nicht nur durch unser aller Mithilfe im Haus, sondern vor allem auch im Teilen unserer Suche im Glauben und im Leben. »Allen, die dabei waren, ein großer Dank! Es war als würden wir uns schon seit langer Zeit kennen« - schreibt jemand ins Gästebuch.

Christiane



SCALABRINI-FEST di primavera

in SOLOTHURN (CH) am Samstag, 29. April 2023

Beginn: 13:30 Uhr in der PH
(Obere Sternengasse 7, 4502 Solothurn)

Impuls zum Thema:

„Eine tragfähige Hoffnung - für mich, für dich, für alle“

dann: Austausch, Workshops, Kinderprogramm,
Eucharistiefeier, Stehempfang, Musik aus aller Welt
Ende gegen 20:30 Uhr

DANKE für jede Unterstützung von
»Auf den Wegen des Exodus«

auch 2023

***Eine Spende als Beitrag
für Druck- und Versandkosten kann
auf eines der Konten überwiesen werden,
die auf S.35 aufgeführt sind.***



Impressum:

Deutschsprachige Ausgabe
XLIII Nr. 1
Januar - März 2023

Herausgeber:
Scalabrini-Säkularinstitut
Neckartalstraße 71
D-70376 Stuttgart
Telefon 0711 54 10 55

Redaktion:
C. Lubos, M. Bretzel,
R. Widmann, M. Buch,
M. Fuchs, A. Varsalona

bei dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:
E. Lubos, U. u. B. Fuchs

Grafik und technische Ausführung:
M. Bretzel, M. Fuchs

Druck:
e. kurz & co
Kernerstr. 5 - 70182 Stuttgart

Fotos und Bildrechte:
Deckblatt u. S. 15: Prachatal/Flickr;
S. 3: A. Tommasi;
S. 12: migrants-refugees.va;
S. 14: Bundesarchiv Bild 146-1977-124-30;
S. 17: RoHaFotothek Führmann;
S. 18: Deutsche Fotothek;
S. 20: Handwerkskammer für München
und Oberbayern; S. 24: Pezibear/
Pixabay; S. 25-29: P. L. Bocio imc;
alle anderen: Scalabrini-Säkularinstitut

**Eine Spende zur Unterstützung der
Druck- und Versandkosten kann auf
eines der folgenden Konten überwie-
sen werden:**

Missionarie Secolari Scalabriniane
• Raiffeisenbank Solothurn
Swift-Code: RAIFCH22
IBAN: CH46 8080 8003 1302 7832 2
• Volksbank Stuttgart (D)
IBAN: DE30 6009 0100 0548 4000 08
BIC: VOBADDE3

Scalabrini-Säkularinstitut

Wir sind Frauen verschiedener Herkunft und Kultur und uns verbindet die Nachfolge Jesu auf dem Weg der Armut, der ehelosen Hingabe an Gott und des Gehorsams. Als kleine Gemeinschaften leben wir auch in den internationalen Zentren G.B. Scalabrini. Unterwegs mit Migranten und jungen Leuten wirken wir in ganz unterschiedlichen Bereichen unserer Gesellschaft, damit ein neues Miteinander in der Vielfalt wachsen kann. Mit diesem Ziel geben wir in vier verschiedenen Sprachen diese Zeitschrift heraus. Mehr darüber unter: www.scala-mss.net

Schweiz
Internationales Bildungszentrum (IBZ) Scalabrini
Baselstrasse 25, 4500 Solothurn
Tel. 0041 32 623 54 72
ibz-solothurn@scala-mss.net

Scalabrini-Säkularinstitut
St. Galler-Ring 184, 4054 Basel
Tel. 0041 61 283 11 55
basel@scala-mss.net

Deutschland
»Centro di Spiritualità«
Stafflenbergstraße 36, 70184 Stuttgart
Tel. 0049 711 24 03 34
cds.stuttgart@t-online.de

Scalabrini-Säkularinstitut
Neckartalstraße 71, 70376 Stuttgart
Tel. 0049 711 54 10 55
stuttgart@scala-mss.net

Italia
Centro Missionario Scalabrini
Via G. Mercalli 13, 20122 Milano
Tel. 0039 02 583 098 20
milano@scala-mss.net

Missionarie Secolari Scalabriniane
Piazzale Gregorio VII, 65, 00165 Roma
Tel. 0039 06 640 171 25
roma@scala-mss.net

Missionarie Secolari Scalabriniane
Via Neve 76, 92100 Agrigento
Tel. 0039 0922 24807
agrigento@scala-mss.net

Brasil
Centro Internacional para Jovens J.B.Scalabrini
Rua Jenner, 89, Bairro Liberdade, 01526-030 São Paulo
Tel. 0055 11 3208-0872
saopaulo@scala-mss.net

México
Centro Internacional Misionero - Scalabrini
Calle Comercio y Administración 17
Col. Copilco Universidad - Coyoacán, 04360 Ciudad de México
Tel. 0052 55 565 896 09 - 533 962 36
mexico@scala-mss.net

Misioneras Seculares Scalabrinianas
Calle Corregidora Norte 75, Dep. 401
Centro Histórico - Tel. 0052 442 2243 295
76000 Santiago de Querétaro, Qro.
queretaro@scala-mss.net

www.scala-mss.net